



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 15.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1925.

Meine Heide.

Von Anna Straus-Düring.

(Nachdruck verboten.)

Meine Heide und ich
Verbunden wir sind,
Treu wie die Mutter
Mit ihrem Kind.

Wild die Natur
Und braun das Gesicht.
Meine Heide und ich,
Wir lassen uns nicht.

Gradaus das Wesen,
Schmucklos der Stamm —
Meine Heide und ich,
Wir halten zusammen!

Obgleich viele Stürme
Uns täglich umdroh'n,
Meine Heide und ich,
Wir kennen das schon.

Durchtreif' ich die Heide,
Und Sturmesgebräus
Verzauft unsrer Paar,
Wir lachen es aus.

Und meine Schwestern,
Das Heidekraut,
Lieben mich alle
Und grüßen mich traut.

Auf meiner Heide
Mein mir's gefällt.
Fort von den Menschen!
Hier ist meine Welt.

Und wenn von der Heide
Ich scheiden muß,
Flüstert sie traurig
Den Abschiedsgruß:

„Fahr' wohl, fahr' wohl,
So wehen den Wind;
Wir sind's ja gewohnt,
Mein einziges Kind.“

Ja, stürme nur, Sturm,
Wir tragen's ganz still,
Meine Heide und ich,
Mag kommen, was will.

Urgermanische Seefriedelung.

Von Stud.-Rat Lehmann (Wefermünde-L.).

(Nachdruck verboten.)

Wie uns die Vorgeschichte lehrt, sind in weit entlegenen Zeiten, deren Dunkel nie ganz aufgehellert werden wird, eine Reihe von Menschenrassen neben- und nacheinander vorhanden gewesen, die aufstauhten und verschwanden und deren Ableitung von einander und von einer einzigen oder mehreren Urformen wohl noch für lange Zeit manchen Zweifeln begegnen wird. Sicher wohl ist es, daß keine in ihnen lagen, die unter günstigen Lebensbedingungen zur Entfaltung kommen konnten, die aber, wenn diese fehlten, schwanden und verborren. Die langschädliche, starknackige, großwüchsige Rasse mit der hellen Hautfarbe und dem Blondhaar, die man für die urgermanische hält, bildet zweifellos die höchste Entwicklungsstufe indogermanischen Volkstums wie der Menschheit überhaupt. Aus ihren osteuropäischen Ursitzen folgten sie den Kelten, mit denen sie nach Pytheas noch im 4. Jahrhundert v. Chr. an der Elbe sich berührten. Aus dem südlichen Rußland, dem Lauf des Dniestr stromaufwärtsfolgend, gelangten sie an die Weichsel und dann in das vom Eise des Diluviums freigewordene Gebiet der südlichen Ostseeküste. Im Tiefland Norddeutschlands, zwischen Oder und Elbe und weiter in den Küstenstrichen der Nordsee bis zum Rhein, in Schleswig-Holstein und Jütland, auf den dänischen Inseln und im südlichen Skandinavien entwickelten sie sich zu einem großen Volke, das zwar in zahlreiche Stämme zerfällt, aber einheitlich ist in Sprache, Religion, Sitte und Verfassung. Gleich wie bei den alten Völkern des Mittelmeeres geben auch hier die Ufer des Meeres die Stätte für frühe und lebendige Kultur ab, und besonders das von Nord- und Ostsee umspülte Jütland ist als Wiege der urgermanischen Entwicklung anzusehen, noch bevor ihre Weiterausbreitung in die südlicheren Gegenden deutschen Landes vor sich geht. Sicher sind die Gestade der östlichen Nordsee und der südlichen Ostsee bis zur Oder besonders dicht von Germanen besiedelt gewesen, da reiche Funde vom Ausgang der jüngeren Stein-

zeit ab das zu bezeugen scheinen. Von ihren nördlichen Sitten aus, von Skandinavien her, setzt ein Rückstrom nach dem südlichen Festland über die Ostsee hin ein, und das Gebiet zwischen Oder und Weichsel wird einige Jahrhunderte v. Chr. von den „Gotogermanen“ in Besitz genommen. Zugleich geht die sprachliche Trennung zwischen West- und Ostgermanen vor sich.

Wir sehen also die Anfänge germanischer Kultur, ihre ersten Siedelungen im deutschen Lande in enger Berührung mit dem Meer; im Umkreis der beiden nordischen Meere geht die früheste Entwicklung vor sich; sie sind Zöglinge des Meeres, die Germanen, das sie belehrt, das ihrem Wesen seine bestimmten Züge gibt. Vor allem ist es die buchten- und fischreiche Ostsee, die ihre Anwohner gleichsam herausfordert zur Seefahrt, die dann auch ein Tummelplatz für sie wird. Sie ist in ihrer ruhigeren Abgeschlossenheit gewissermaßen eine Vorschule für kühneren Tatendrang, der sie dann später nach abgeschlossener Lehrzeit auf fernere, stürmischere Meere hinausführt, vom Schicksal und Wunsch geleitet. Die Lust an Kampf, Gefahr, Abenteuer ist dem Germanen angeboren, und das Meer stärkt diese Triebe. Die germanische Seefahrt ist darum auch so alt wie ihr Leben auf deutschem Boden oder genauer noch, sie ist älter und liegt in der Urzeit, bedingt in den dem Germanen innewohnenden Eigenschaften. Die Kimbern und Teutonen, die als erste germanische Völkerschaften gegen das große starke Römerreich anstürmen, sind Küstenvölker der Jütischen Halbinsel, die im Kampf mit der Woge gestählt in die Ferne, in unbekannte Weiten ziehen, um mit starker Faust an die Pforten eines Weltreiches zu pochen. Und nie hat der Germane im Laufe seiner Geschichte seine Liebe zur See verloren. In jener großen Völkerbewegung, der sogenannten „Völkerwanderung“, strebt er, zeitweilig ins Binnenland verschlagen, stets wieder zur Küste, deren brandende Woge ihm gleichsam neue und erhöhte Kraft verleiht. Alle Völker, denen der Germane als Kulturbildner zur Auffrischung des Blutes diente, vor allem den romanischen Bewohnern Spaniens, Italiens, Frankreichs, den keltischen Britanniens usw., sind in ihrem Seefahrergeist durch ihn bereichert worden. Weber die starken norditalienischen Handelsrepubliken des Mittelalters mit ihrem langobardisch-gotischen Bluteinschlag, noch die Spanier und Portugiesen des Entdeckungseitalters hätten jene geschichtliche Blüte zur See erreicht. Und nicht zum wenigsten trifft das auf das südliche England zu, dessen keltische Urbewohner, unter römischer Herrschaft verweichlicht und erschläft, erst der angelsächsischen Blutauffrischung bedurften, um allmählich das führende Seefahrervolk zu werden.

Wilhelm Wackernagel sagt treffend: „Eine höhere Zügelung, die jenseits geographischer Verhältnisse liegt, hat die Seeschifffahrt Europas aus dem Meerbusen und dem Binnenmeere des Nordostens hervorgehen lassen, damit der germanische Stamm auch hierdurch der Herrscher eines neuen Weltalters wurde. Was immer die romanischen Völker durch Entdeckung, durch Eroberung, durch Handel Großes zur See geleistet haben, sie haben es nur geleistet kraft der germanischen Verwandtschaft, in die sie mit eingetreten sind, und haben es nur als Zöglinge der Germanen geleistet: Zeugnis dessen schon ihre Sprachen, die fast alles, was zur Segelschifffahrt gehört, die selbst die Himmelsgegenden mit germanischen Worten benennen müssen.“

Seit alters entnimmt der Deutsche die Bilder des Lebens gern dem Verhältnis zur See; Wind und Wogen sind dem Germanen frohe Weggenossen, „die seine Seele jauchzen machen, seine Einbildungskraft beflügeln“. Im Indogermanischen noch nicht vorhanden, finden sich in den altgermanischen Sprachen viele gemeinschaftliche Wörter desselben Stammes, die sich auf Seefischerei und Schifffahrt beziehen, wie See, Flut, Woge, Roff, Strand, Klippe,

Hafen, Eiland, Schiff, Werder, Kiel, Steben, Vörs, Steuer, Mast, Segel, Angel, Netz, Möwe, Wal und viele Fischarten, Hagel, Sturm, Schauer u. a. m. Ja selbst ein gemeinermanischer Seegeist läßt sich verfolgen: altnordisch *nykr*, angelsächsisch *nicor*, althochdeutsch *nihhus*, neuhochdeutsch *Nix*.

Unsere heutige Seemannssprache, die Friedrich Kluge wissenschaftlich begründete, entstammt zunächst niederdeutschem Boden. In Verührung mit anderen seefahrenden Völkern nimmt sie romanische, ja arabische Bestandteile in sich auf. Mit der niederländischen Seemannssprache hängt sie aufs engste zusammen, worin sich die uralten Verknüpfungen zeigen, die alle niederdeutschen die Nordsee umwohnenden Völkerschaften aufweisen, ehe sie sich staatlich trennten.

Das Vogelparadies in der Nordsee.

Von Anton Jensen.

(Nachdruck verboten.)

Die einst so außerordentlich reiche deutsche Küstenvogelwelt ist seit langem im Aussterben. Das vorige Jahrhundert hat insbesondere auf den Inseln der Nord- und Ostsee einen wütenden Raubbau betrieben, und es ist nicht verwunderlich, wenn einzelne Vogelarten dem gänzlichen Verschwinden bedenklich nahegekommen sind. Der Feind des Vogels ist nicht irgendwelche Ungunst der Natur; es ist der Mensch, und nicht einmal der um den Lebensunterhalt hart ringende Inselbewohner. Der große Vogelmörder bei uns ist in erster Linie die Genußsucht im Bunde mit menschlicher Gleichgültigkeit. Das raffinierte Ausplündern aller erreichbaren Vogel-nester zugunsten zahlungsfähiger Feinschmecker und die spekulative Andenkenindustrie der Badeinseln sind es, die unter den verschiedenen Küstenvogelarten verheerend wirken. Dazu kommt der Mangel einer irgendwie gearteten Vogelpflege zur Sicherung der Nachzucht; man ist ganz auf den augenblicklichen Verdienst eingestellt und überläßt dergleichen Sorgen andern Leuten. Das ist ein beschämender Zustand, der freilich durch keine moralischen Erwägungen beseitigt werden wird, solange eben der an den Strand reisende Binnenmensch an ausgestopften Küstenvögeln, die er in irgendeinem Verkaufsstand erwirbt, seine Freude haben wird. Am tollsten wird dem Vogelraub und Vogelraub auf Helgoland gehuldet, wo Federjäger, Ausstopfer und Suppentopfstöcke jahraus, jahrein am Werke sind, um das Aussterben bestimmter Küstenvogelarten zu beschleunigen. Ein Beispiel dafür, daß wir keineswegs besondere Ursache haben, uns über die barbarische Vogel-mörderei gewisser Südländer zu entrichten.

Bei diesem Stand der Dinge ist es sehr erfreulich, zu hören, daß sich hier und dort in den Küstengebieten Vogelschutzvereine gebildet haben, die es als ihre Aufgabe betrachten, besonders die heute am meisten bedrängten Vogelarten vor dem gänzlichen Verschwinden zu retten, und die eine sachgemäße Vogelpflege zum Leitmotiv nehmen. Diese Vereine haben einige Inseln gewissermaßen zu Naturschutzgebieten erklärt und treiben nun auf diesen rationelle Vogelzucht. Am dankbarsten und auch am interessantesten ist wohl die Vogelfreistätte auf der kleinen Nordseeinsel Mellum, unweit der Wesermündung. Von Menschen gänzlich unbewohnt und nur etwa 15 Hektar groß, ist dieses von Schlick umgebene Eiland in den letzten Jahren geradezu ein Vogelparadies geworden. Sachgemäße Brutpflege der verschiedenen Vogelarten, Schutz durch einen eigens dafür bestimmten Wärter und Fernhaltung aller menschlichen wie tierischen Ruhestörer und Vogel-feinde haben dieser Vogelfreistätte bei allen Kennern einen gewissen Ruf gegeben.

Mellum ist seit jeher eine Vogelheimat gewesen. Im Zeitraum von Jahrhunderten durch das Wellenspiel der Gezeiten, durch Schlickanhäufungen, Sandwehungen und ähnliche Erscheinungen nach und nach geworden, ward dieser Ort im Laufe der Zeit durch die Vögel selbst zu einer Heimatstätte erkoren. In großen Scharen fanden sie sich ein, lallten das Land durch ihren Dünger und trugen so nach und nach zur Entfaltung der Gräser- und Pflanzenwelt bei. Freilich wurde auch diese Wildnis bald von Vogelräubern entdeckt, die hier mit leichter Mühe aus dem Vollen schöpfen konnten, bis dann Naturfreunde und Behörden einschritten, einen Wächter auf die Insel setzten, und diesen mit gewissen Rechten als Insel- und Vogelvogt ausstatteten.

Was ist nun die Aufgabe dieses einsam hausenden Mannes? Vorausgeschickt sei, daß dieser ganz in seinem Vogelmilieu aufgehen und auf fast alle Kulturrerrungenschaften verzichten muß. Wind, Wetter, einfachste Nahrung und Vogelpflege erfüllen sein Dasein, und nur selten stört ihn eine menschliche Stimme. Ist es doch Fremden gar nicht möglich, die kleine Insel ohne weiteres aufzusuchen, schon des natürlichen Schutzes wegen, die dieser ward. Ein Landen von Booten am Strand ist ausgeschlossen, weil das Eiland einsam mit leichtem Wasser umgeben ist; wer hin will, muß erst durch breite Wasserflächen waten. In solcher Einsamkeit haust nun der Vogelwärter. Doch die gesiedelte Welt, in deren Mitte er lebt, und deren Güter er ist, sorgt ausgiebig dafür, daß seine lebendige Natur hier nicht erkrümelt. Wer erst Schlickflähe und Sandrand hinter sich hat, und seinen Fuß auf das im Sommer arüne Inselland setzt, der bekommt bald eine überraschende Probe von dem Leben auf Mellum. Wie weißes Klotzengstüßer schwirrt es plötzlich in der Luft umher. Saufend, furend, freischend, gackernd, heulend macht es sich bemerkbar. Seeschwalben, Silber-

möwe, Regenpfeifer, Rotschnekel, Brandgänse und was es sonst an Vögeln hier gibt, macht sich aufs eindringlichste vernehmbar. Von allen Seiten rauscht und schreit es, und wer taub wäre und für das Konzert keine Ohren hätte, würde doch gar bald merken, wer hier sein Heimatrecht vertritt. Aber auch der Fuß des Besuchers muß achtgeben, daß er nicht Unheil anrichtet. Dicht nebeneinander brüten zu ihrer Zeit die Flußseeschwalben. Auf keines fremden Störenfrieds Erscheinen vorbereitet, bauen sie Nest an Nest, und wer unvorsichtig oder leichtfertig umhergeht, zertritt Nest, Eier oder Junge. Gegen 3000 Paar Flußseeschwalben brüten im vorigen Sommer auf der Insel. Fast ebenso stark waren die Silbermöwen vertreten, die sich gegen das Vorjahr erfreulich vermehrt haben. Unter einem ungünstigen Stern standen im letzten Sommer dagegen die Brandseeschwalben. Diese Vogelgruppe hatte unter den räuberischen Möwen, dann aber auch unter den mehrfach niedergegangenen wolkenbruchartigen Regengüssen stark zu leiden. Die niederströmenden Wassermengen schwemmten die Eier fort und ertränkten die bereits ausgebrüteten, aber völlig hilflosen Jungen.

Es ist ein ungetrübtes Naturbild diese berausende Fülle des Lebens, die uns auf Mellum entgegentobt, und die etwas Ueberwältigendes an sich hat. Und inmitten dieser urwüchsigen Szenerie einsam der Hüter und Schützer all des Vogelvolkes. Auf einem zwanzig Meter hoch meßbaren Turm haust er in primitivem Raum, weltabgeschieden. Jede Woche einmal bringen ihm Boten Nahrung, Trinkwasser, Post und zuweilen auch ein paar Zeitungen oder ein Buch. Tagsüber geht er seiner Beschäftigung nach, die in Hilfsbereitschaft gegenüber den Vögeln, in einschlägiger wissenschaftlicher Arbeit — in letzter Zeit war es ein der Ornithologie besessener Student, der das Amt auf Mellum versah — und in statistischer Tätigkeit besteht. Ueber die einzelnen Vogelarten wird sorgsam Buch geführt; jungen Tieren wird ein Aluminiumring um den Fuß gelegt, auf dem Jahreszahl und Geburtsort eingegraben sind. Wenn später der Vogel auf seinem Flug ins Leben die Heimat verläßt und auf ferner Wanderschaft irgendwo in die Hände von Menschen gerät, so weiß man dort, woher er stammt und sehr häufig kommt Kunde aus Spanien, Portugal, aus Frankreich, daß dort ein Vogel in die Hände von Menschen gefallen ist, der, nach Ringausweis, vor Jahren seine Heimat auf der kleinen deutschen Nordseeinsel verließ und nun als verllorener Sohn im fremden Lande zugrunde ging. Solche Umstände bewirken auch die Lösung biologischer Fragen im wasser- und sturmbedrohten Häuschen des Vogelwärters.

Im historischen Saale des Grafenbors zu Stotel.

Von L. Behrens (Beverstedt).

(Nachdruck verboten.)

Die Grafschaft Stotel war in den ältesten Zeiten von ungleich größerem Umfange als das spätere Amt Stotel. Es gehörte dazu das Wieland, Osterstade, das Land Wübrden, das Land Wursten, Bramstedt, ein Teil der Börde Beverstedt, Lamstedt, Derel. Längst ist das vornehme Stoteler Grafengeschlecht ausgestorben, seine Burg findet man nicht mehr. Sie wurde in den unglücklichen Kriegen der West- und Osterstedinger mit den Erzbischöfen von Bremen dem Erdboden gleichgemacht.

Nur die uralten, baumartigen Weißdornbüsche mit ihren breiten, weit auslangenden Kronen und das Fredeholz, Stoteler Busch genannt, erinnern den Rundigen an sie. Die Weißdornbuschgekrönte Burghöhe liegt auf der linken Seite des Luneknids, gegenüber der in der Kriegszeit abgebrochenen Ziegelei des Herrn v. d. Mühlen in Nesse. Der hügelige Platz dient jetzt als Weide, Besitzer Herr Weden (Setthorn).

Als auf dem historischen Boden in Stotel durch den Geestmünder Kaufmann W. L. ein Stabliement entstand, das zum Andenken an die alten Stoteler Grafen „Grafenbors“ getauft wurde, da folgte Hermann Ullmer mit Feuereifer der Anregung des jetzigen Konservators des Morgensternmuseums Friedrich Klette, der den Vorschlag machte, man möge einen Saal des Grafenbors mit historischen Bildern schmücken, durch die die Geschichte des edlen Grafengeschlechtes dem Volke lebendig erhalten bliebe. Die Freigebigkeit des medlenburgischen, am guten Alten hängenden Freiherrn v. Viel ermöglichte die Verwirklichung des schönen Gedankens, gleichzeitig erstrebte der Freiherr mit seinen Stiftungen die Wiederbelebung der in Vergessenheit geratenen Freskomalerei.

Kraft dieser hochherzigen Stiftung entstanden in den Jahren 1877 bis 1895 sieben verschiedene aus der Hand berühmter Maler hervorgegangene Fresken und im Jahre 1896 „Die Geschichte der Burg Stotel“ von Hugo Angewitter, einem Künstler der Düsseldorfer Akademie.

Auf dem ersten Bilde landet in aller Herrgottsfrühe ein zahlreich bemanntes Wikingerschiff an der seichten Weserlücke, um in den reichen Marschländern zu rauben. Die normannischen Piraten bringen Beutegeier in das Wasser, um das nahe Ufer zu erreichen. Aber schon naht der Graf von Stotel mit seinen Mannen, dessen Wächter von der Burg und vom künstlich aufgeworfenen Zebentberge in Wulfsbors, der noch heute vorhanden ist, Ausguck hielt. Mitten im Wasser beginnt ein wildes Handgemenge. Mit

dem schützenden Schild in der Linken und dem Speer in der Rechten, dringen die Kämpfer auf den Feind los. Blutig ist das Ringen. Der Feind stellt sich todesmütig zur Wehr. Ein Pferd wird von einem Wurfspeer getroffen, ein anderes gleitet auf dem schlammigen, schlüpfrigen Grunde aus. Im Hintergrunde zur Rechten des im Winde flatternden roten Segels des Schiffes lagert schwer eine den Himmel verdunkelnde Wolkendecke. Ein Bers von Hermann Almers weist den Beschauer auf die Bedeutung des Bildes hin:

Der Stoteler Grafen erstes war,
Ihr Volk zu schützen vor Gefahr.
Und tapferer hat kein Volk gestritten,
Und schwerer hat kein Volk gelitten.

Das zweite Bild zeigt den Grafen von Stotel, wie er unter der berühmten Stalele bei Hagen Gericht hält. Unter dem Laubdache einer alten Eiche auf einer Anhöhe wurde alljährlich im Mai das Gaugericht abgehalten. An der Gerichtssitzung nahmen auserwählte Männer als Schöffen teil. Die freien Bewohner der dem Meere abgerungenen Marschen, durchweg aus reckenhaften Friesen bestehend, nahmen zur rechten Seite des Grafen ihren Sitz ein, wogegen die nur aus Sachsen bestehenden Bewohner der Geest zur Linken des Grafen ihren Platz fanden. Alle mußten Besitzer eines freien Hofes sein; denn nur solche hatten das Recht des Schwurtragens, womit die Schöffenwürde verbunden war. Wir sehen, daß die scheinbare Volksherrschaft durch diese ausschließliche Berechtigung des Grundbesitzes eine bedeutende aristokratische Färbung erhielt. Vor dem Hügel liegen zwei lange Aeder, die, wie man sagt, noch jetzt Wandeläder heißen. Auf diesen sollen die Schöffen zur Besprechung strittiger Fragen auf- und abgewandelt sein. Nach eröffneter Versammlung und der Ankündigung der Tagesordnung nimmt der Graf seinen Platz ein. Ein langer schwarzer Talar umhüllt ihn. Die Rechte ruht lässig auf dem Knie, während die Linke den adlergekrönten Stab hält. Der Künstler gab dem Grafen und den Schöffen Charakterköpfe aus Stotel und Umgegend; unter den Schöffen erkennen wir recht deutlich im Profil den Marschdichter Hermann Almers, in dem Grafen selbst den Gutsbesitzer C. D. Haggen (Neterlande). Das Opfer einer Freveltat liegt aufgebahrt tot zu den Füßen des Grafen, der als Richter den Uebeltäter seiner gerechten Strafe entgegenführen soll. Der Kläger trägt erregt seine Sache vor, mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf das erschlagene Opfer zeigend, während der des Mordes Verdächtige reuelos neben ihm steht.

Von einem Bauerngerichte erzählt uns die Sage: Auf der Burg zu Hagen feierte man frohe Feste. Der Bischof aus Bremen war zur Jagd gekommen, und weilte mit seinem Gefolge in den Räumen der WBurg. Die Säle hallten wider vom frohen Becherklang. Die Bedienten des Bischofs feierten im unteren Geschoß, und auch hier kreiste der Becher in fröhlicher Runde. Die Frauen und Mädchen des Ortes mußten bedienen. Die männlichen Bewohner hatten tagsüber dem Jagdherrn in Heide, Moor und Bruch das Wild zugetrieben und am Abend mußten sie die Pferde der Jagdgesellschaft pflegen und die mitgebrachte Hundemeute bewachen. Herrmann, ein stattlicher junger Mann, dem die Ueberwachung der Meute oblag, vernahm das immer ausgelassene Gebahren der Gäste. Mit scharfem Blick musterte er von draußen die hellerleuchteten Fenster der nahen Burg. Seine getreue Gattin, von schönem Wuchs und Antlitz, hatte schon bei einer früheren Gelegenheit unter der Jubringlichkeit einiger Herren des Gefolges gelitten. Mit Kopfendem Herzen war sie auch heute nur gezwungen dem Befehle des Hofherrn gefolgt. Mählich hört er lautes Rufen, die Tür der Burg wird aufgestoßen, und heraus eilt in großer Hast und Aufregung die Gattin Herrmanns, verfolgt von einem angetrunkenen Jäger des Gastherrn. Abwehrend stellt sich Herrmann schützend vor seine Gattin. Es entspinnt sich ein Zweikampf. Ein Stoß mit der geballten Faust vor die Brust des Wüßlings läßt diesen rückwärts taumeln. In der Burg hatte man den Vorgang erfahren, wüßtes Schelten, daß jemand sich erdreiste, den bischöflichen Jäger anzufassen. Schnell schließt der Torwächter das Tor und angstvoll klammert sich die Bedrohte an ihren Beschützer. Herrmann nimmt seine Gattin auf den Arm, um durch den breiten, schlammbedeckten Burggraben zu entkommen. Raum ist er am Rande desselben, als er schon von einem der Verfolger einen Schlag erhält, der abgleitend auf den Arm seiner Gattin trifft. Er stößt den Angreifer zurück. Dieser findet einen Jagdspeer und stößt denselben in die Brust des Helden. Lautlos sinkt Herrmann zu Boden. Mit einem marterquälenden Schmerzensschrei wirft sich die Gattin über ihren noch schwach röchelnden, sterbenden Beschützer. Herrmanns Landsleute eilen zum Bischof, ihm die Kunde von der grausamen Tat bringend. Der Gesang verstummt. Man eilt hinaus zum Tator und findet den Toten blutenden Herzens am Boden liegen. Auf die Frage des Bischofs zeigt die Gattin tränenden Auges auf den Mörder, der sogleich behebend die verruchte Tat eingesteht.

Der Mörder wurde vom Bischof dem zuständigen Grafen von Stotel zur Aburteilung überwiesen und noch an demselben Abend fiel das Haupt des Uebeltäters. Die Sage erzählt noch weiter, daß noch lange Jahre nachdem an der Stelle, wo Herrmann erschlagen ward, inmitten von Marienblümchen ein kleines Blümlein mit rotem Kelch, umrandet von schwarzen Blättern, aus dem Tränen träufelten, stand. So trauerte und weinte das Blümlein mit der untröstlichen Gattin um den erschlagenen Herrmann. Alte Leute erzählen, man habe das Blümlein tief ausgegraben, und

immer sei es wieder gewachsen. Die unschuldige Natur hat Erbarmen und Mitleid mit den ungerecht Leidenden Erdenknechten.

Auf dem dritten Bilde naht sich der festliche Brautzug der Gräfin Kunigunde von Stotel der altfriesischen Kirche zu Dedesdorp, an deren Seite hoch auf stattlichem Rosse der Graf Burchardt von Oldenburg hält. Köstlich realistisch gehaltene Bauern begleiteten die nach männlicher Art auf einem edlen Selter reitende Braut; und schwenken die mit bunten Blumensträußen geschmückten Fahnen. Im Hintergrunde des Bildes erblicken wir die uralte Dedesdorfer Kirche mit ihrem breiten Turm. Eine eigenartige, im alten Stile gehaltene Umrahmung umschließt das Bild.

Bauernhäuser in der Hamburger Matich.

Das stunn en Hus derachter, och so schön,
So sind se op de Welt nich mehr to drapen —
De Hutten blank, de Finslern witt un grön,
De grote Husdoer jümmer hell un open.

Wie oft, wenn ich den hohen Deich entlangwandere, bleibe ich vor so einem der alten Fuhrer- oder Rätnerhäuser stehen. Breit und behäbig liegen sie da im Schutz der Deiche. Nur die überbelobgeschmückten Giebel überragen die Deichkrone und grüßen das ewig ruheloze Wasser. Grünbemoost sind ihre weitausholenden Reisdächer, vielgestaltig die Figuren der roten Ziegelgefache, und in bunten Farben prangt das Giebelwerk.

Im Balkenwerk finden wir die Jahreszahlen eingeschnitten: erbaut 1663, 1593, 1580, 1687; diese sind jüngeren Datums: 1736, 1778, 1799. Ja, wenn sie reden könnten; sie haben viel gesehen, viel gehört! Ein Geschlecht folgte dem andern, und mit den Menschen kamen Freud und Leid in langer Kette. Männer gingen durch diese Räume, die genau so breit und sicher, so stolz und fest auf ihrem Boden standen und den Stürmen trohten wie ihre Häuser. 100, 200, 300 Jahre sind diese Höfe oft in derselben Familie fortgeerbt. Da kristallisierte sich manch lernhaftes Sprüchlein aus der dörflichen Welt- und Lebensanschauung heraus, das, am Querbalken über der Tür eingeschnitten, auch den späteren Geschlechtern noch als Richtschnur dienen sollte.

Es ist heute nicht immer leicht für den Ortsfremden, diese Worte zu entziffern. Oft haben Wind und Wetter im Laufe der Jahrhunderte den alten Buchstabenformen arg mitgespielt; oft sind sie von vielen Farbkrusten überdeckt; nicht selten ist durch ein frisch eingezogenes Balkenstück ein Teil des Spruches überhaupt verloren gegangen.

Aus all diesen Sprüchen klingt das feste Gottvertrauen wieder, das dem Bauern der Elbmarschen nächst seinen Deichen der beste Schutz gegen Wind, Wetter und Sturmfluten schien.

Nächst der Flut aber war es der Blitz, den der Bauer fürchtete, und um den Schutz vor Feuer bittet daher so manche Hausinschrift. Auch der Gewitterquast durfte am Hausgiebel nicht fehlen und manches Haus zeigt noch heute im Mauerwerk den stielartig hochgestellten Einzelstein, von dem aus eine Reihe von Backsteinen wieder fächerförmig ausstrahlen. Nichtsdestoweniger ist so manches stattliche Gehöft vom Feuer vernichtet und hat einem modernen, recht häufig geschmacklosen Neubau Platz gemacht.

Auch von solchen Feuersbrünsten erzählen die Sprüche in den Querbalken und überliefern so einen Teil der Dorschronik:

Anno 1778, den 13. Junius, entstand ein groß
Feuersnot, und ich betete zum Herrn, und das
Feuer stillte sich. — Ach daß wir doch alle ein
Herz hätten, den Herrn zu fürchten, auf daß es
uns wohlgehe und unsern Kindern ewiglich.

oder

Mich warf der Blitz in Schutt und Asche nieder;
allein durch Gottes Gnadenhand
steh ich verschönert wieder.

Anno 1778.

Wie sah nun das Bauernhaus in jener Zeit aus? Sicherlich unterschied es sich nicht wesentlich von den andern Höfen Niedersachsens. Ursprünglich war das ganze Haus ein Raum, in dessen Mitte sich die Herdstelle mit dem Feuerbock befand. Ueber dem offenen Feuer hing an einer Kette der Kesselhaken, der je nach Bedarf höher oder niedriger gestellt werden konnte. Um das Feuer auch die Nacht über zu erhalten, — das Feueranzünden war, damals eine recht schwierige und zeitraubende Arbeit —, wurde die Glut am Abend mit Asche zugedeckt. Darüber stellte man den aus Ton oder Eisen gefertigten Feuerstülz. Der Rauch des Feuers zog noch — wie heute in den alten Räucherlaten — frei durch den weiten Raum, ränderte Schinken und Würste, die in der Diele hingen, und suchte sich dann seinen Weg durch die Türen oder das Giebelloch des Daches.

Als Baustoffe nahm man, was in der Nähe vorhanden war: Holz von der benachbarten Geest, Lehm aus der Lehmgrube und Schlick aus der Elbe. War das Fachwerk fertig, wurde Buschwerk hineingefügt und dann mit Häcksel vermischter Schlick- oder Lehm- brei darauf geworfen.

Erst später, als der Viehstand des Bauern wuchs, errichtete er an den Längsseiten des Hauses Anbauten, um das Vieh im Winter gesondert unterzubringen. Der Herd erhielt seinen Platz an der hinteren Hauswand. So entstanden, abgesondert von den Ställen, aber unter demselben Dache, die „Sittbeels“, die gleich-

zeitig als Küchen-, Wohn- und Schlafraum benutzt wurden. Wurden später auch noch Wohnräume und Kammern, die Dörfen, abgeteilt und die „Vorderdele“ oder das Flett von der „Achterdele“ durch eine Quermwand getrennt, der Charakter des Einheitshauses blieb bis auf unsere Zeit erhalten. Noch heute liegen Ställe und Scheune, Wohn- und Schlafräume des Bauern und seiner Familie, sowie Knechte- und Mägdelammern unter einem Dach. Heute ist der Unterschied zwischen „Vör-“ und „Achterdele“ natürlich ungleich größer geworden. Die Vorderdele gehört zu den Wohnräumen, ist eigentlich der Wohnraum. Hier werden noch heute die gemeinsamen Mahlzeiten eingenommen, hier werden die Feste der Familie gefeiert, hier tanzt die junge Frau ihren Brautanzug, und hier wird der Hausherr vor seinem letzten Gang noch einmal aufgebauscht, damit Freunde und Nachbarn von ihm Abschied nehmen können. Wer das weiß, wird sich nicht mehr wundern, daß in diesen Häusern die Dielen so groß, die Stuben aber im Verhältnis dazu so winzig klein sind.

Der Herd ist heute in den meisten Häusern von der Diele verschwunden und in einer zu einer modernen Küche umgewandelten Seitenkammer untergebracht. Daß die alte Anordnung, wie wir sie ganz vereinzelt noch heute finden, für damalige Verhältnisse sinnvoller und praktischer war, schildert Professor Dr. Lauffer*) sehr zutreffend:

„Der Herd ist so angelegt, daß die Frau, die bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner anderen Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, überblickt die Wirtin zu gleicher Zeit alle Türen, dankt denen, die hereinkommen, heißt solche bei sich niederlegen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnst immerfort und wacht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus ihrer „Bude“ eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen, und alle Türen auf- und zugehen, hört ihr Vieh fressen, die Weberin schlagen und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. — Der Platz bei dem Herde ist der schönste unter allen.“

Und was macht nun das Bauernhaus unserer Marschen so traulich-heimlich und trotz seiner irtümlichen Schlichtheit so schön? Ist es das weit heruntergreifende, gewaltige Reitdach mit seinem Storchennest und seinem pferdekopfgeschmückten Giebel? Ist es das kunstvoll und doch so zweckmäßig ineinandergesetzte Balken- und Fachwerk, ausgefüllt mit zu hübschen Ornamenten zusammengefühten roten Ziegeln, deren weiße Umrahmung bereint mit den blankgeputzten Fenstern einen so blühenden Eindruck machen? Sind es die frommen Sprüche, die das Balkenwerk zieren? Ach, vielleicht ist es ein Stück unserer eigenen Seelen, die in diesen Häusern lebendig wird und zu uns spricht. — Wenn sie doch zu jedem reden könnten, diese alten Häuser unserer Marsch! Ja, dann würden sie erzählen, Geschichten und Märchen, und wir würden lauschen wie einst, als wir noch zu Großmutter's Füßen hockten und ihren Märchen lauschten mit staunenden Augen und verhaltenem Atem.

M. Moorau.

*) Niederdeutsche Volkskunde, Verlag von Quelle und Meyer.

Der Flug geht über sie hin.

Von Heinrich Mahler.

(Nachdruck verboten.)

Die Heide hat es mir angetan. Ganz allmählich ist das gekommen. In jungen Jahren habe ich ihre stille Schönheit nicht empfunden und verstanden. Nun hat sie mich längst mit ihrem Zauber gefangen und läßt mich nicht wieder los.

Ein Stündchen von der Stadt entfernt liegt ein kleines Heideparadies, das ich oft besuche. Ein Föhrenkamp liegt in unmittelbarer Nähe. An seinem Rande steht einsam ein kleiner Hof. Eine Linde beschattet die große Tür; prächtige Obstbäume füllen in langen Reihen den Grasshof, in dem ein tiefer Soot kühles Wasser spendet. An den Föhrenkamp lehnt sich ein wohlgepflegter Zaun an. Wenn ich an schönen Sommertagen vorüberwandere, sehe ich den alten Zinker bei seinen Lieblingen beschäftigt. Da schwärmt und summt das kleine braune Volk und gönnt sich nicht Ruh noch Raft. Inmitten des heiteren Lebens steht der Alte, bald hierhin, bald dorthin ruhig und gemächlich seine Schritte lenkend.

Hinter dem Föhrenkamp liegt die Heide, eine große, ebene Sandheide. Am Erdwall raste ich und schaue auf die stille Welt vor mir. Die Föhren säuseln; ein verliebter Täufer ruckst. Ueber der Heide flimmert die Luft in raschen Wellen. Alte und junge Kiefern stehen hier und da eingestreut. Sie gehören mit zur Heide, ebenso wie die weißrindige Birke. Das Heidekraut blüht. Ein sanfter Rosenschimmer liegt darüber. Kleine blaue Schmetterlinge gaukeln durch die Luft, lassen sich nieder, breiten die Flügel aus und baden in der Sonnenlust.

Ein frohes Wild, das heiter stimmt!

Der Sommerabend dämmert. Die Föhren werfen lange Schatten; in dunklem Rot glüht die Heide. Im Kamp flötet die Amsel ein süßes Schimmerlied.

Die Heidesee schwebt durch ihr Reich.

Herbst! Die Birken tragen goldiges Laub. Das Heidekraut flimmert im reichen Brodatgewand. Milde gießt die Sonne ihr Licht darüber aus.

Herbstzauber.

Die Winterstürme brausen. In den Kronen der Kiefern klingt Hart und kalt ihr Lied. Die Birken biegen ihre Zweige, und das Heidekraut zittert.

Der Hirschkjäger jagt durch die graue Luft.

Frosterstarrt liegt die Erde, unter Schnee vergraben der Föhrenwald. Eine glitzernde Decke ist über die Heide gebreitet. Winterpracht. —

Nun ist mein Paradies zerstört. Die Kiefern sind der Art zum Opfer gefallen, die Heide dem Pfluge.

Weinend hat die holde Heidesee ihr Haupt verhüllt und ist davon geschweht, dahin, wo ihr noch ein Plätzchen gegönnt wird. Wie lange noch?

Lebensmittelpreise im alten Deutschland.

Von Hans Runge.

Alle vergilbte Berichte über Lebensmittelpreise, die im 14. bis 17. Jahrhundert gebräuchlich waren, liegen uns noch heute in großer Zahl handschriftlich und gedruckt vor. Wohl jede alte deutsche Stadt besitzt solche Dokumente in ihren Archiven. Es ist vielleicht von Interesse zu erfahren, wieviel, oder besser gesagt, wie wenig unsere Altvorderen für ihre täglichen Lebensbedürfnisse aufwenden mußten. Beginnen wir mit den Fetten, den unentbehrlichen, vor dem Weltkrieg im Ueberfluß vorhandenen und deshalb wenig geschätzten Nahrungsmitteln ersten Ranges. Da finden wir, daß Butter, die Königin der Fette, ums Jahr 1380 im Lande Wursten, Sadeln, im Bremischen und Braunschweigischen das Pfund 2 Pfg. kostete. Eine Tonne Butter konnte man für 4 Mark erhalten. Ebenso im Holsteinischen. Eine Specksette im Gewicht von 20 Pfund war für 40 Pfennig feil. Im Jahre 1544 kostete 1 Zentner Schmalz in Braunschweig und im Hannoverschen 3 Taler. Was waren das für Zeiten! Im Jahre 1301 kostete eine alte Henne 2 Pfennig, ein Duzend Eier 1 Pfennig und 8 Heringe 1 Pfennig. Im Jahre 1380 kostete im Bremischen, im Holsteinischen, in Schleswig, im Lüneburgischen usw. eine Kuh 3 Schillinge; der Kleinpreis war dementsprechend. Im Jahre 1414 kostete 1 Pfund bestes Rindfleisch 3 Pfennig, 1 Pfund geräuchertes Wildbret 5 Pfennig, 1 Pfund Rehfleisch 5 Pfennig; ein Gase kam auf 7 Schillinge, ein fettes altes Suhn kostete 3 Plappert oder 9 Kreuzer, und 1 Krammetzvogel 4 Heller. Im Jahre 1620 ein Lamm „in Kuppermünze in den meisten deutschen Ländern“ 5 bis 6 Gulden, ein Kalb 10 Gulden. Die Preise der Fische wieder entsprachen denen der oben genannten Nahrungsmittel an Billigkeit. So kostete 1398 eine Tonne Heringe 1 Mtr. 20 Gr., 1415 ein Pfund Karpfen 18 Pfennig, ein Pfund Secht 27 Pfennig, ein Pfund Schleie 18 Pfennig, ein Pfund Brassen 20 Pfennig, ein Maß Grünlinge 37 Pfennig, ein Hering kostete 1 Pfennig und ein Stodfisch 2 Pfennig. Im Jahre 1508 kosteten 24 Stiege Wumme-Male 3 Mark (vielleicht aus dem hannoverschen Flüsschen Wumme), 400 Stück Bütte 5 Mark 4 Schillinge, eine große Quappe 7 Witte und eine Tonne Heringe 1 Taler 18 Groschen.

Die Kartoffel im Volks- und Gimmpruch.

Zur Kartoffelernte gesammelt von Hans Runge.

(Nachdruck verboten.)

Lieber Kartoffeln im eigenen Haus,
Als im fremden Bratenschmaus.

*

Wenn ich die Kartoffeln preis,
Lob ich's Brot in gleicher Weis.

*

Bei Kartoffeln und Brot,
Leid' der Bauer niemals Not.

*

Eine faule Kartoffel im Keller, steckt viele gesund, an.

*

Eine gebratene Kartoffel ist besser als eine unreife Ananas oder ein halbreifer Wirsich (Wirsich).

*

Kartoffeln dau'n woll halgen (den Leib füllen),
Aber nich talgen (kein Fett ansehen).

(Dieser Bauernspruch dürfte nicht richtig sein; da die Kartoffeln gerade ein Nahrungsmittel darstellen, in dem Fettbildner und Eiweiß im umgekehrten Verhältnis zu den Eiweißkörpern und dem Fett des Blutes vorkommen. Die Kartoffeln können sogar mit Fett, Blut und Gewebe überfüllen. Sie versorgen aber nur spärlich das Blut mit Eiweiß; deshalb können sie den Muskeln keinen Faserstoff und dem Gehirn weder Eiweiß, noch phosphorhaltige Fette zuführen. — Nach Moleschott, „Lehre der Nahrungsmittel“.)

*

Kartoffeln ist der Bauern Sage,
schmecken ihnen alle Tage.